

## Tudi Deligne

\*1986 in Frankreich, ist ein schweizerisch-französischer Künstler. 2009 schloss er sein Studium an der Ecole Supérieur des Arts Décoratifs in Strasbourg ab. 2010 war er Teil des 55. Salon de Montrouge und des Salon de la Jeune Création in Paris. Seine Zeichnungen wurden anschliessend ausführlich im Magazin Roven, einer kritischen Publikation zur zeitgenössischen Zeichnung, publiziert und besprochen. 2012 wurden seine Arbeiten an den Swiss Art Awards in Basel ausgestellt und mit dem Kiefer-Hablitzel-Preis ausgezeichnet. Seit 2011 lebt und arbeitet Tudi in Paris.  
www.tudideligne.com

«Seit etwa eineinhalb Jahren arbeite ich ausschliesslich mit schwarzem Farbstift. Bevor ich mit einem Bild beginne, verbringe ich mindestens zwei Wochen mit Recherchearbeit und Vorbereitungsskizzen. Meine Arbeit braucht viel Zeit: Ich bin gezwungen, meine Zeichnungen zu planen. Von der Recherche bis zum fertigen Bild dauert es mindestens eineinhalb Monate – ich produziere nicht wie eine Fabrik.

Ich arbeite mit sehr vielen Recherche-Bildern, die ich unter anderem im Internet sammle. Meistens benutze ich ein Bild als Inspiration für die Grundstruktur und Komposition meiner Zeichnung. Dann kombiniere ich sie solange mit gezeichneten, veränderten Fragmenten anderer Bilder, bis die Formen an die Grenze der figürlichen Darstellung stossen.

In meinen Zeichnungen versuche ich mit den bildlichen Mitteln der Fotografie zu arbeiten: mit der Unschärfe, der Tiefenschärfe, dem Detail der Materie und der Texturen. Wenn die Vorlage ein altes, beschädigtes Foto aus den 1920er-Jahren ist, ist das etwas völlig anderes als ein zeitgenössisches digitales Foto. Meine Zeichnungen sollen aber nicht bloss Zitate dieser Fotografien sein. Für mich sind die Eigenheiten in den fotografischen Vorlagen zusätzliche Werkzeuge, die ich in meiner zeichnerischen Arbeit benutzen kann – wie einen Stift.

Es gab schon Missverständnisse in Bezug auf meine Arbeit. Einige Leute dachten, dass ich mich mit meinen Zeichnungen im Hyperrealismus zu positionieren versuche. Dies ist überhaupt nicht der Fall: Es ist eine Arbeit, die den Fotorealismus benutzt, aber es ist keine Arbeit des Hyperrealismus. Für mich ist dieser nur ein Werkzeug und eine Sprache, wie eine andere. Deshalb lasse ich seither jeweils einige Stellen im Bild unausgearbeitet, um sichtbar zu machen, dass es sich um Gezeichnetes handelt und ich auf keinen Fall versuche, es als etwas anderes auszugeben. Diese Freiräume schaffen auch Luft, da sonst alles sehr präzise und dicht ist.

Manchmal benutze ich zur Recherche Fotobücher, dann fotografiere ich die Bilder aber wieder ab und benutze sie dann von meinem Computer aus. Ich arbeite ab dem Bildschirm, ich drucke sie nicht aus. So kann ich die Helligkeit des Bildes sehr schnell verändern, ich kann Details heran zoomen oder das Bild von sehr weit weg betrachten – mit den Möglichkeiten des Computers kann ich alle Facetten des Bildes als Vorlage benutzen und verändern.

Die Recherche kann sehr lange dauern, da es in meiner Arbeit keine eindeutigen Themen gibt und somit eine thematische Recherche unmöglich ist. Manchmal aber interessiert mich eine bestimmte Materie. In mehreren Zeichnungen habe ich Elefantenhaut benutzt, also habe ich dutzende Bilder mit Elefantenhaut gesucht: von weit weg, von ganz nah – ich hatte eine ganze Elefantenhaut-Sammlung. Manchmal suche ich auch nach Epochen, zum Beispiel nach Bildern aus den 1930er-Jahren. Die besten Bilder finde ich jedoch immer zufällig. Meine Bildersammlung ist nicht wirklich ein Archiv, dazu ist sie viel zu anarchisch. Es ist mehr ein grosser, chaotischer Haufen, da ich die Bilder nicht klassifiziere. Ich habe eine gigantische Sammlung und schaue sie unentwegt durch.

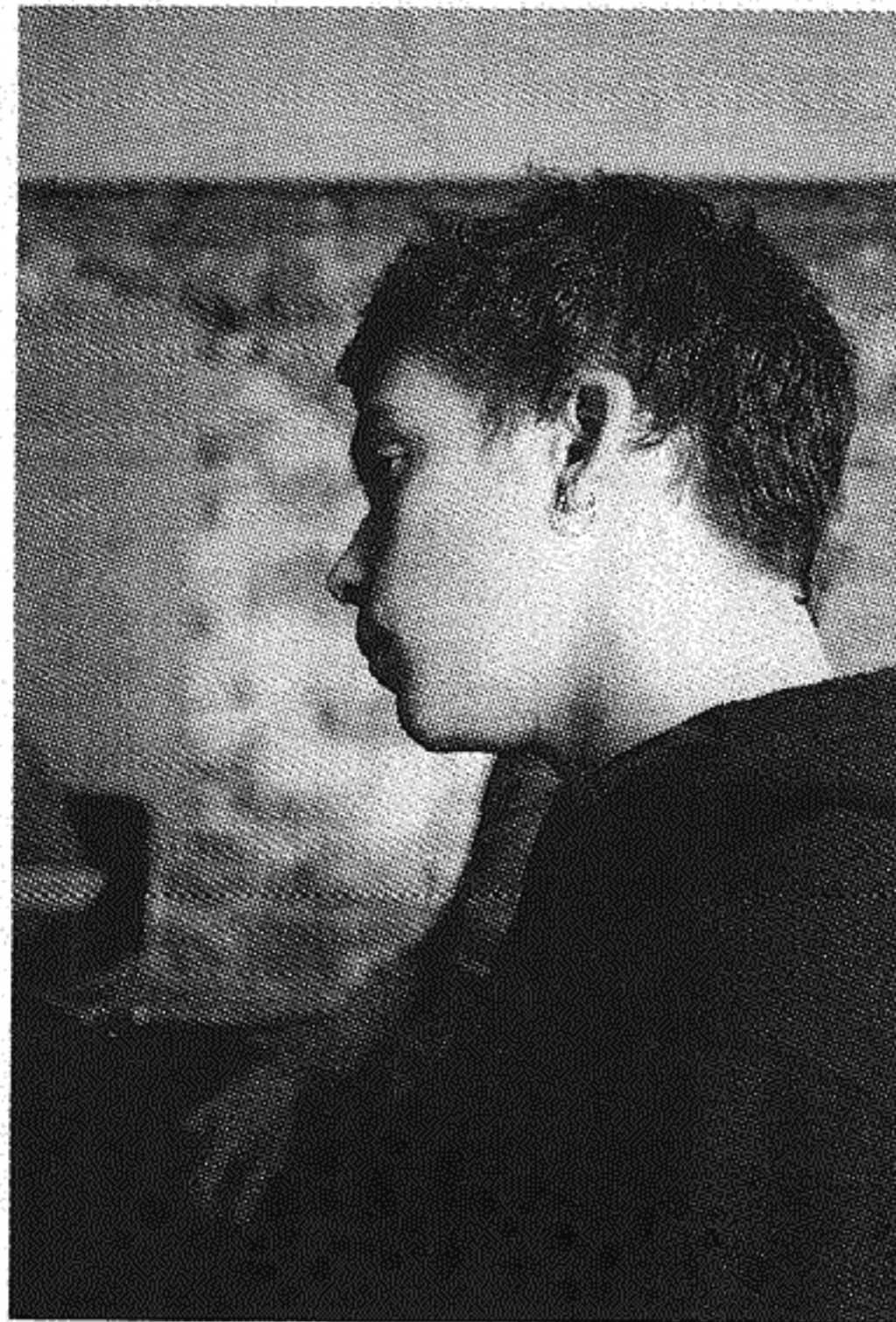
Leider komme ich nicht oft dazu mit Farbe zu arbeiten. Die Gründe sind ganz praktischer Art: Mein Atelier ist zugleich meine Wohnung in Paris. Sie liegt im Erdgeschoss mit Blick auf einen Innenhof, es hat kein Licht, ich sehe nie den Himmel. Für die Arbeit in schwarzweiss geht es gerade, aber für Farbe ist es unmöglich. Ich

interessiere mich vor allem für das Schwarzweiss: Es ist eine ganze Welt, die es zu entdecken gilt, und ich bin damit noch lange nicht fertig.

Meine Zeichnungen präsentiere ich in schlichten weissen Rahmen. Sie sollten lange betrachtet werden können. Ein bisschen wie ... ich weiss nicht ... ein Zen-Garten oder etwas in der Art. Mehrere Zeichnungen aufs Mal stehend in einem Museum betrachten zu müssen, ist nicht die optimale Präsentationsform. Es ist jedoch notwendig, um meine Arbeit einem breiteren Publikum zu präsentieren.

Meine Bilder haben keine Titel, nur Seriennummern. Ich selbst gebe ihnen persönliche Titel, der Betrachter soll aber seine eigenen Titel geben können. Ich will die Lesart des Bildes nicht durch einen Titel beeinflussen. Ich versuche meine Bilder nicht zu eindeutig zu konstruieren, so dass der Betrachter in der Lage ist, verschiedene Assoziationen zu machen – ich möchte ihn nicht zu fest lenken.

Ich bin stark von der Tanzform Butoh inspiriert, die ich selber ausübe. Sie hat meine zeichnerische Arbeit stark geprägt: nicht in der Bewegung – meine Zeichnungen sind überhaupt nicht gestisch – sondern mehr im Arbeitsprozess. Ich arbeite auf eine ähnliche Art mit Bildern, wie ein Butoh-Tänzer mit dem Raum und seinem Körper. Um eine Fotografie, in der jedes Detail bedeutend ist, destrukturieren zu können, muss ich als erstes vergessen, was das Bild repräsentiert. Wie auch ein Butoh-Tänzer vergessen wird, dass er eine Hand hat, die eine praktische und soziale Funktion besitzt, um etwas hin zu stellen oder jemanden zu begrüßen. Eine Hand die tanzt, ist nicht mehr eine Hand, die etwas hin stellt. In Bezug auf die Formen in einem Bild mache ich dasselbe: Ich versuche zu vergessen, was die Dinge repräsentieren, um sie manipulieren zu können. Wenn ich ihren Sinn vergesse, werde ich sehen, was sie Neues werden können.»



Tudi Deligne